

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Artikel

Wir brauchen einE Ratsvorsitzende!

Der Ratsvorsitz der Evangelischen Kirche in Deutschland muss neu besetzt werden, weil Heinrich Bedford-Strohm sich nicht mehr zur Wahl stellt. Sieben Gründe, warum es eine Frau werden sollte.

Erstens: Aus mathematischen Gründen

Seit Theophil Wurm 1945 erster Ratsvorsitzender der EKD wurde, gab es 13 Ratsvorsitzende, aber nur eine Frau – und zwar Margot Käbmann, die zudem nur fünf Monate im Amt war. Das heißt: Von der gesamten Zeitspanne, in der das Amt existiert, war es zu 99,5 % von Männern besetzt. Geht doch gar nicht!

Zweitens: Aus Zeitgeist-Gründen

„Alte weiße Männer“ sind derzeit – aus historisch nachvollziehbaren Gründen (Patriarchat, Kolonialismus) – in einem Autoritäts-Tief. Man denke nur an die Talfahrt der CDU nach Angela Merkel, oder auch an das Wahlkampf-Plakat von Olaf Scholz, das ambitioniert behauptete: „Er kann Kanzlerin.“ Dem einzelnen Mann gegenüber mag das ungerecht sein, doch Institutionen, die Kompetenz ausstrahlen möchten, sind derzeit erfolgreicher, wenn sie ihr Führungspersonal aus anderen demografischen Gruppen besetzen.

Statt einer Frau käme für den Ratsvorsitz zum Beispiel auch eine BPoC (Black/Person of Colour) oder FLINTA (Frauen-Lesben-Inter-Nonbinär-Trans-Agender)-Person in Frage.

Drittens: Aus missionarischen Gründen

Was die Außenwirkung des Amtes des EKD-Ratsvorsitzes betrifft, so ist die bisherige genderbezogene Bilanz eindeutig. Die meisten Menschen in Deutschland haben vermutlich erst durch Margot Käbmann gemerkt, dass so etwas wie eine EKD überhaupt existiert. In ihrer nur fünf Monate währenden Amtszeit hat Käbmann sich zudem gleich zweimal mit klaren Worten in die öffentliche Debatte eingeschrieben: „Nichts ist gut in Afghanistan“ und „Man kann niemals tiefer fallen als in die Hand Gottes“. Beide Sätze entfalteten Wirkung weit über die Kirchen-Bubble hinaus – keiner von Käbmanns männlichen Pendanten kann da mithalten.

Viertens: Aus theologischen Gründen

Das Christentum hat das alttestamentliche Bilderverbot leider nie so recht ernst genommen. Immer wieder wurde Gott als alter Patriarch mit weißem Bart gemalt, gemeißelt, beschrieben, verfilmt – geben Sie nur mal das Wort „Gott“ in die Goo-

Nr. 11 November 2021
136. Jahrgang

Inhalt

Artikel

Antje Schrupp
Wir brauchen
einE Ratsvorsitzende! 185

Karl-Heinz Röhlin
Auf der Schwelle
zum Ruhestand 187

Rainer Liepold
Hybride Trauer:
gedenkenswert.de 190

Jürgen Koch
Adventliche Resonanz 194

Rainer Oechslen
Kein Kreuz mit dem Islam 196

Verein: Wahl der
Beisitzer*innen
im Hauptvorstand:
Ergebnis 187

Bücher 200

Liebe Leserin ... 195

Anzeige 201

Fortbildungen 202

Freud und Leid 203

Impressum 203

Verlinkt 204

Letzte Meldung 204

gle-Bildersuche ein! Heute rächt sich das. Denn wenn Gott ernsthaft SO aussieht, muss man sich nicht wundern, wenn niemand mehr an ihn glaubt! Die Kirche sollte also dringend darauf hinwirken, dass den Menschen in Verbindung mit Religion und Glauben andere Bilder in den Sinn kommen. Eine Frau an der Spitze wäre da ein guter Anfang, rein vom „Image“ her.

Fünftens: Aus christologischen Gründen

Was die Vermännlichung des Göttlichen betrifft, so ist leider auch die Person Jesu Christi ein Problem. Nicht prinzipiell, denn wenn Gott sich in einem Menschen inkarniert, muss sie halt irgendeine Geschlechtsidentität annehmen. Fatalerweise hat die Kirche aus Jesu Mannsein aber eine lehramtliche Notwendigkeit gemacht: Bis vor kurzem durften nur Menschen, die ebenfalls einen Penis haben, geistliche Ämter bekleiden. Jaja, die EKD hat diese skurrile Praxis inzwischen verworfen. Aber die meisten anderen christlichen Kirchen leider nicht. So stellte die Russisch-Orthodoxe Kirche nach der Wahl von Margot Käßmann ihre Beziehungen zur EKD in Frage. Die missbräuchliche Instrumentalisierung von Jesu Gender für den Erhalt männlicher Herrschaft ist keine Kleinigkeit, sondern diskreditiert die christliche Religion als Ganze. Das muss daher klar skandalisiert und entsprechende Konflikte ausgefochten werden – und wie ginge das besser als mit einer Frau an der Spitze?

Sechstens: Aus ekklesiologischen Gründen

Der Pfarrberuf ist bei Frauen beliebt. Obwohl sie erst seit wenigen Jahrzehnten gleichberechtigt sind, lag ihr Anteil in Deutschland 2009 bei 33 %, inzwischen wohl noch etwas höher. Aber statt das zu feiern,

macht das Schreckensbild einer „Feminisierung der Kirche“ die Runde! Daran ist gleich mehreres schräg: Erstens die Idee, dass Feminisierung etwas Schlimmes wäre. Zweitens die fragwürdige Nostalgie für ein patriarchal-autoritäres Amtsverständnis. Und drittens der Unwille, sich mit den – glücklicherweise! – tatsächlich stattfindenden Veränderungsprozessen, die Frauen im Pfarramt angestoßen haben, ernsthaft auseinanderzusetzen. Eine weibliche EKD-Ratsvorsitzende würde da ganz andere Signale aussenden, gerade in Kombination mit der weiblichen Synodenpräses: Es kann gar nicht zu viele Frauen geben! Übrigens sind ja auch sonst 77,4 % der Beschäftigten in der evangelischen Kirche Frauen. Solange der Männeranteil im Pfarramt also nicht deutlich unter 25 % sinkt, und davon sind wir weit entfernt, ist gleichstellungspolitisch alles paletti!

Siebtens: Aus praktischen Gründen

Es will partout nicht gelingen, theologische Einsichten aus den Universitäten an die Basis zu transferieren. Allen theologischen Beteuerungen, Gott sei gar nicht männlich, zum Trotz, tobt auch heute noch auf Facebook ein Shitstorm, wenn „evangelisch.de“ mal ein Sharepic postet, in dem Gott mit weiblichen Pronomina angesprochen wird. Oder, anderes Beispiel: Es gibt zwar seit 2006 die „Bibel in gerechter Sprache“ mit einer Fülle an Möglichkeiten zur Übersetzung des hebräischen Gottesnamens. Aber trotzdem gibt die Deutsche Bibelgesellschaft noch im Jahr 2021 (!) eine neue „BasisBibel“ in Hunderttausender-Auflage heraus, die das Tetragramm durchgehend mit „der HERR“ übersetzt. So kann das nichts werden.

Zugegeben: Eine Frau an der EKD-Spitze kann all diese Punkte nicht

alleine auflösen. Aber ihre Wahl wäre immerhin ein Zeichen dafür, dass Hopfen und Malz noch nicht ganz verloren sind.

Dr. Antje Schrupp, Politikwissenschaftlerin, Chefredakteurin der Zeitung „Evangelisches Frankfurt und Offenbach“

Erstveröffentlicht (in ausführlicherer Version) in: Hessisches Pfarrblatt 5/2021, S. 163 f.

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses rasch an die Geschäftsstelle, nicht an den Schriftleiter, weiterzugeben, Adresse im Impressum (vorletzte Seite).

Für Ihre/eure Mithilfe dankt der Hauptvorstand.

■ Wahl der Beisitzerinnen und Beisitzer im Hauptvorstand, 18.10.2021 Würzburg

Wahlberechtigt waren die Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer. 64 Wahlberechtigte nahmen an der Wahl teil.

Gewählt sind:

Braun-Haug Doris, Dr. Heinrich Oliver, Lotz Claudia, Mavridis Veronika, Meinhard Cornelia, Meiser Raffaella, Müller Martin, OBwald Gerhard, Schmidt Martin, Schuster Johannes, Thelen Eva, Utzat Andreas

Ersatzleute:

Bach-Fischer Katharina, Brandenburg Dirk, Höhne Silke, Stier Peter

Die Wahl kann innerhalb von 14 Tagen nach Erscheinen des Korrespondenzblattes angefochten werden. Anfechtungen sind schriftlich beim Vorsitzenden des Wahlausschusses einzureichen:

Pfarrer i. R. Uwe Bernd Ahrens, Adalbert-Stifter-Str. 7a, 97318 Kitzingen, uwebernd.ahrens@gmx.de

Für den Wahlausschuss: Uwe Bernd Ahrens

■ Auf der Schwelle zum Ruhestand Pastoraltheologische Aspekte

In Filmen über die dritte Lebensphase trainieren Senioren für einen Marathonlauf („Sein letztes Rennen“ mit Didi Hallervorden), rocken Musiker wie die Rolling Stones auf der Bühne und Thomas Gottschalk moderiert fast wie in besten Zeiten. „Alt werde ich später“, so der Titel des neuen Buches der inzwischen 90jährigen Medizinautorin Marianne Koch¹.

Die Bilder vom Älterwerden haben sich gewandelt. Viele Menschen empfinden die Jahre ab 60 besser als die Jahre zuvor. Wo früher das Ende seinen Anfang nahm, beginnt
1 Koch, Marianne: Alt werde ich später, München 2021

heute ein Lebensabschnitt mit vielen neuen Möglichkeiten.

Die U-Kurve

Offenkundig hat das Lebensalter einen starken Einfluss auf Wohlbefinden und Zufriedenheit. Im Jahr 2008 veröffentlichte der Wirtschaftswissenschaftler Andrew Oswald mit Kolleginnen eine Studie zur Zufriedenheit im Lebenslauf. Sie werteten dabei Daten von 100.000 Personen aus verschiedenen Ländern aus. Oswald fasste das Ergebnis so zusammen: „Wir präsentieren den Beweis, dass das psychische Wohlergehen im Laufe eines Menschenlebens die Form

eines U hat.“² Die U-Kurve zeigte sich unabhängig von Einkommen, Bildung, Geschlecht und Ethnie. Junge Menschen zeigten sich sehr zufrieden, dann ging es bergab, bis zur Lebensmitte (45–47 Jahre) der Tiefpunkt erreicht war. Dann stieg die Zufriedenheit wieder auf das Niveau der Jugendzeit an. In der Altersforschung spricht man deshalb vom „Zufriedenheitsparadox“. Es besagt, dass trotz zunehmendem Alter sich das Lebensgefühl subjektiv verbessert.

Auch andere Studien bestätigen das „Zufriedenheitsparadox“ und
2 Novotny, Rudi: Das Beste kommt noch, in: Die Zeit, Nr.5, 2021, S.27.

die U-Kurve. Im Jahr 2010 zeigte die Befragung von 340.000 Personen in Amerika, dass Stress, Ärger und Frust im späten Erwachsenenalter abnehmen. Auch der „Glücksatlas“ der Deutschen Post bestätigt: „Der Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und Alter ist u-förmig.“³

Dem Leib Gutes tun

Die Medizin betont heute zurecht die positiven Auswirkungen der körperlichen Aktivität. Gerade auch im Alter. Schon F. Nietzsche empfiehlt: „So wenig wie möglich sitzen und keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist.“⁴ Kirchliche Gremien und Gruppen befolgen diesen Rat eher selten. Allzu oft ignorieren sie auch die Weisheit Salomos: „Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen.“ (Ps. 127, 2)

Gesundheitsorganisationen rufen dazu auf, sich täglich 30 bis 60 Minuten so zu bewegen, dass der Puls ansteigt. Wer täglich 10.000 Schritte geht, entspricht dieser Empfehlung. Das Konzept der 10.000 Schritte wurde 1965 von dem japanischen Arzt Dr. Hatano entwickelt und wird inzwischen in vielen Reha-Kliniken praktiziert. Die Effekte der regelmäßigen körperlichen Aktivität sind nicht nur bei älteren Menschen deutlich messbar: Der Blutdruck sinkt, der Cholesterinspiegel und das Osteoporoserisiko werden reduziert, ebenso das Demenz- und Alzheimerisiko. Außerdem führt Bewegung zu einem positiven Selbstwertgefühl und mindert depressive Verstimmungen⁵.

3 Novotny, Rudi, s. o., S. 28

4 Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches, Köln 2006, S. 241

5 Vgl. Weilbach, Franz: Das 10000 Schritte Konzept, Bad Kissingen, 2007.

Die Frage, ob es sich lohnt, noch im höheren Alter mit sportlichen Aktivitäten zu beginnen, beantworten die Experten mit einem entschiedenen: „Ja, es lohnt sich!“ Gerade für Senioren und Seniorinnen gilt der Rat der Hl. Theresa von Avila: „Tu deinem Leib Gutes, damit deine Seele Lust hat, in ihm zu wohnen.“⁶

Abschiede und neue Freiheit

Wie gehen Pfarrerinnen und Pfarrer auf die Schwelle des Ruhestandes zu? Wie sind ihre Erwartungen? Dazu einige Stimmen: „Der Pfarrberuf hat mein Leben begrenzt, hat ihm gewissermaßen einen Anzug gegeben. Ich merke jetzt, wie fremdbestimmt mein Leben war.“ „Wenn man plötzlich seine gewohnte Situation in einer Gruppe nicht mehr hat und an die Peripherie gerückt wird, droht eine gewisse Identitätsdiffusion. (Wo gehöre ich hin? Was ist jetzt meine Aufgabe? Wer braucht mich? Wer bin ich überhaupt?)“ Und eine Pfarrerin formuliert ihre Erfahrungen so: „Im Ruhestand gewann meine Sicht auf das Leben eine viel weitere Perspektive als das in den Jahren der Berufstätigkeit war.“

Diese Stimmen zeigen, dass der neue Lebensabschnitt durchaus als Befreiung erlebt wird, aber auch mit vielen Abschieden verbunden ist. Für Pfarrerinnen und Pfarrer, die aus dem Gemeindedienst heraus in den Ruhestand gehen, ist der Wechsel mit dem Abschied vom Pfarrhaus verbunden. Wo ziehen wir hin? Welche Wohnform passt zur neuen Lebensphase? Werden wir in der neuen Gemeinde eine geistliche Heimat finden?

Die repräsentativen Mitgliedsbefragungen der VELKD und der EKD zeigen deutlich, wie groß die Bedeutung der Pfarrerinnen und Pfarrer für die Wahrnehmung von

Kirche ist. Die Versetzung in den Ruhestand ist zwangsläufig mit dem Verlust der pastoralen Rolle verbunden. Wer jedoch über 40 Jahre seines Lebens gearbeitet hat, löst sich nicht von heute auf morgen von diesem Rollenspiel. Und doch geht es darum zu verstehen, dass die pastorale Rolle nur einen Teil der Person ausmacht. Die berufliche Rolle ist eben nur die Schnittfläche zwischen Person und Institution Kirche. Aufgrund der inneren Berufung und der *vocatio externa* durch die Ordination unterscheidet sich jedoch die pastorale Rolle von anderen Berufen. Zum Rollenverlust kommt der Verlust von beruflichen Beziehungen und gesellschaftlicher Teilhabe. Damit verbunden ist die Reduktion von Informationen und Gestaltungsmöglichkeiten.

Manche Pfarrerinnen und Pfarrer vermissen im Ruhestand „ihre Kanzel“ und damit die öffentliche Bühne. Da mit dem Predigtamt die intensive Vorbereitung verbunden ist, fehlt nun die Motivation zur theologischen Arbeit. Schriftmeditation und Exegese gehören jedoch zur pastoralen Existenz. Werden sie nicht geübt, fehlt eine inspirierende Quelle der eigenen Frömmigkeit.

Auch für Ehe und Partnerschaft beginnt ein neuer Abschnitt. Was der Schweizer Paartherapeut Jürg Willi über die „Altersehe“ schreibt, gilt in etwa auch für die Pfarrersehe: „Das Paar rückt wieder enger zusammen. Das Gleichgewicht verschiebt sich oft zu Gunsten der Frau. Der Mann hält sich mehr zu Hause auf und wird evtl. als Hausdiener beansprucht.“⁷ Mit dem Eintritt in den Ruhestand ergeben sich neue Konfliktfelder aber auch Chancen, die Beziehung durch gemeinsame Aktivitäten zu vertiefen.

7 Willi, Jürg: Die Zweierbeziehung, Hamburg 1983, S. 45.

„Im Ruhestand genieße ich die Tatsache, dass ich nichts mehr tun muss, sondern frei entscheiden kann, was ich tun will!“ So ein emeritierter Dekan. Diese neue Selbstbestimmung erleben viele als große Befreiung. Sie entdecken alte Talente und brechen zu neuen Ufern auf. Ich erinnere mich an die Enkelin eines Pfarrers im Ruhestand. Gefragt, was ihr Opa so treibt, antwortete sie stolz: „Mein Opa ist ein Maler!“

Und die Ordination?

Was bedeutet das Fortbestehen der Ordination für den pastoralen Ruhestand? Was bedeutet es konkret, dass die Rechte und Pflichten der Ordination weiter gelten? Die Pflichten beziehen sich zunächst auf das Verhältnis zur Kirche. Auch im Ruhestand achten Pfarrerinnen und Pfarrer Schrift und Bekenntnis und bleiben der Landeskirche in kritischer Loyalität verbunden, auch wenn die Distanz zur Institution Kirche wächst. Für Matthias Kroeger hat diese kritische Haltung durchaus eine produktive Funktion: „Die Tatsache, dass auch viele Pastorinnen und Pastoren sich als kirchlich distanziert verstehen, bedeutet eine nicht unwichtige Hoffnung für die Kirchen: in ihnen leben offene, suchende, in religiöses Neuland hinein denkende Menschen.“⁸

Die Rechte der Ordination sind schwieriger zu beschreiben. Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung stehen den Ordinierten weder vor noch nach der Ruhestandsversetzung beliebig zur Verfügung. Im aktiven Dienst treten die Rechte immer wieder neu durch die Installation in Kraft. Der Ruhestand beendet die Zeit der Installationen. Die Pflichten treten zurück.

⁸ Kroeger, Matthias: Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche, Stuttgart 2004, S.74.

Möglichkeiten zur Kür bleiben, z. B. ein Engagement in der Kur- und Urlauberseelsorge, Dienst in einer Auslandsgemeinde oder eine Vakanzvertretung. Angesichts des bevorstehenden Personalmangels stellt sich die Frage, wie die Kompetenz von emeritierten Pfarrerinnen und Pfarrer besser strukturiert einbezogen werden kann.

Jenseits von Rechten und Pflichten eröffnet die Ordination im Ruhestand neue Perspektiven. Klaus Raschzok beschreibt die Ordination als lebenslangen Prozess. Sie beschränkt sich nicht auf den einmaligen Akt der Ordinationshandlung. Analog zur Taufe entfaltet sich die Ordination erst im Laufe des aktiven Dienstes. Klaus Raschzok überträgt den Begriff der „Lebensarbeit“ auf die Ordination und formuliert: „Sie umfasst die kontinuierliche Erarbeitung einer stimmigen Einheit aus göttlicher Berufung, theologischer Qualifikation, Persönlichkeit und Situation im lebendigen Kontakt mit den Menschen.“⁹ Wie könnte die „stimmige Einheit“ in der Lebensphase des Ruhestandes aussehen? Die pastoraltheologische Literatur blendet diese Frage weitgehend aus.

In seinem Klassiker „Identität und Lebenszyklus“ weist Erik H. Erikson dem reifen Erwachsenenalter die Aufgabe der Versöhnung zu¹⁰. Jetzt gelte es, ja zu sagen zu den eigenen Licht- und Schattenseiten, ja zu sagen zu den eigenen Eltern und der eigenen Lebensgeschichte. Es geht nun ums Annehmen, Frieden machen, sich versöhnen. Wo Versöhnung nicht gelingt, stellt sich leicht Verzweiflung ein, so Erik H. Erikson.

⁹ Raschzok, Klaus: Ordination als Lebensarbeit, in: Theol. Beiträge, Bd. 33, 2002, S. 138 ff.

¹⁰ Erikson, Erik: Identität und Lebenszyklus, 7. Aufl., Frankfurt 1981, S. 118 ff.

Sich an Gutes erinnern, sich mit der eigenen Biografie, mit Weggefährten und mit Gott zu versöhnen, ist eine geistliche Aufgabe. In Ordinationsgottesdiensten wird oft der Apostel Paulus zitiert. Angesichts von Streitereien in der Gemeinde von Korinth ermahnt er die Konfliktparteien zur Versöhnung: „So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: ... Lasst euch versöhnen mit Gott.“ (2. Kor. 5, 20) Der Anspruch und der Zuspruch „Botschafter der Versöhnung“ zu sein, gilt auch ohne öffentliche Kanzel im Ruhestand.

Zu den Aufgaben des Ruhestandes gehört weiter das „Loslassen lernen“: die Eitelkeit loslassen, das Misstrauen, den Neid, auch die eigene Vitalität. Es geht darum, den anderen Rhythmus, ein anderes Tempo anzunehmen. Wo das Loslassen gelingt, wächst ein neues Selbstverständnis. Es ist von der Gelassenheit geprägt, dass die Kirchengeschichte auch ohne eigenes Mitwirken weitergeht.

Das „Loslassen lernen“ hat eine spirituelle Dimension. Im „Augsburger Bekenntnis“ (Art.4) heißt es, „dass wir Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit vor Gott nicht durch unser Verdienst, Werk und Genugtuung erlangen können.“ An die Stelle der Selbstwirksamkeit und der Selbstrechtfertigung rückt die Überzeugung, dass wir vor Gott gerecht werden „aus Gnade um Christi Willen durch den Glauben.“ Erfahrungen des Ruhestandes ermöglichen einen persönlichen Zugang zur „Botschaft von der Rechtfertigung“. Zurückblickend auf die eigene Biografie und den beruflichen Weg zeigen sich Licht und Schatten. Vieles ist gelungen, manches Fragment geblieben. Niederlagen und Fehler gehören zur beruflichen Bilanz. Der Zuspruch der Gnade, wie im Ordinationsgot-

tesdienst geschehen, eröffnet im Rückblick eine heilsame Perspektive. Auch emeritierte Pfarrerinnen und Pfarrer leben unter dem Zuspruch der Gnade. Der Glaube befreit zur Gelassenheit und zum Loslassen. Er befreit vor dem Zwang, Anderen mit seiner Erfahrung und Altersweisheit auf die Nerven zu gehen.

Gemeinschaft der Ordinierten

Das Ausscheiden aus dem Dienst verringert die gemeinsame Schnittfläche mit der „Gemeinschaft der Ordinierten“. Genauer betrachtet sind die Pfarrkonferenzen, Konvente, und Fortbildungen eine „Gemeinschaft der Installierten“. Auch wenn die Ordination und das geschwisterliche Ideal für die Gemeinschaftspflege aller Ordinierten sprechen, stellen sich in der Praxis doch konkrete Fragen: Wie viele Emeriti verkraftet ein Pfarrkapitel? Was spricht für bzw. was gegen die „Gemeinschaft der Pensionierten?“ Welche Möglichkeiten der theologischen Fortbildung gibt es im Ruhestand? Praktikable Modelle im Blick zu behalten, erscheint sinnvoll. Dabei bieten Plattformen wie das „Korrespondenzblatt“, das „Dt. Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt“ so wie die „Sonntagsblätter“ Möglichkeiten zur Information. Regionale

Treffen von Emeritierten eröffnen Räume für die theologische Diskussion und die Vergewisserung im Glauben. Nicht zuletzt die Tagungen des „Pfarrerinnen- und Pfarrervereins“ und die Feiern zum Ordinationsjubiläum fördern die Gemeinschaft der Ordinierten.

Neues Leben ins Leben

Die erste Phase des Ruhestandes erfordert eine neue Orientierung und aktive Gestaltung. Um ein existenzielles Vakuum zu vermeiden, hilft es, sich auf die eigenen Ressourcen zu besinnen: Was gibt jetzt meinem Leben Sinn und Halt? Welche Aufgaben warten auf mich? Welche neuen Wege möchte ich jetzt gehen?

Gerade die Resilienzforschung (Aaron Antonovsky) und die Logotherapie V. E. Frankls akzentuieren die Dimension des Sinnes und der Werte für die seelische Gesundheit. V. E. Frankls psychiatrisches Credo lautet: „Ich glaube, dass das Leben Sinn birgt, unter allen Umständen und in allen Situationen.“¹¹ Der Mensch erlebt Sinn und Werte als Möglichkeiten, die ihn ansprechen. V. E. Frankl geht es dabei nicht allgemein um den Sinn des Lebens, 11 Frankl, Viktor: Ärztliche Seelsorge, 8. Aufl., Regensburg 1975, S.39.

sondern um den „kleinen Sinn“ für eine konkrete Person in ihrer aktuellen Lebenssituation. Sinnfindung und Wertverwirklichung sind dabei wie die zwei Seiten einer Medaille.

Gerade das Sinnkonzept V. E. Frankls inspiriert dazu, sinnvolle Aktivitäten zu entfalten, sich für neue Erlebnisse zu öffnen und bisher ungewohnte Einstellungen zu üben. In diesem Sinne ermutigt Albert Schweitzer auch Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand ein Nebenamt zu übernehmen: „Schafft euch ein Nebenamt, ein unscheinbares, womöglich ein geheimes Nebenamt. Tut die Augen auf und sucht, wo ein Mensch ein bisschen Zeit, ein bisschen Teilnahme, ein bisschen Gesellschaft, ein bisschen Fürsorge braucht. Lass dir ein Nebenamt, in dem du dich als Mensch an Menschen aus gibst nicht entgehen.“¹²

*Dr. Karl-Heinz Röhlin,
Regionalbischof em., Nürnberg*

Vortrag, gehalten bei der Fortbildung für Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand am 28.09.2021 in Bad Alexandersbad

12 Zit. nach: Steffahn, Harald: Albert Schweitzer, 15. Aufl., Hamburg 1979, S. 107

Hybride Trauer: gedenkenswert.de

Das Konzept des ELKB-Erinnerungsportals

Fast jeder zweite Sterbefall in Deutschland hat inzwischen einen „digitalen Nachhall“. Die digitale Kommunikation von und mit Trauernden ersetzt aber in der Regel nicht die Begegnungen „von Angesicht zu Angesicht“. Im Gegenteil: Digitale Kommunikation wird oft so gestaltet, dass sie „echte“ Begegnungen anbahnt, vertieft oder nachklingen lässt. Im Ergebnis entsteht dann ein Zusammen-

spiel, das als „hybride Trauer“ beschrieben werden kann.

Kommerziell motivierte Akteure haben längst erkannt, was sich daraus für Chancen ergeben. Vorreiter waren die Zeitungsverlage, die ihre Traueranzeigen in interaktiven Online-Portalen aufbereitet haben. Inzwischen sind es aber vor allem die Bestattungsunternehmen, die kräftig in ihre digitale Präsenz in-

vestieren. Immer mehr von ihnen gehen mit eigenen Gedenkplattformen online. Die im Gespräch mit den Hinterbliebenen abgefragten Daten und Lebensläufe sind dafür eine gute Basis. Dazu kommen die Fotos, die von den Mitarbeitenden des Bestattungsinstituts bei der Aufbahrung, Trauerfeier und Beisetzung gemacht wurden. Darüber hinaus stellen einige freie Redner*innen inzwischen ihre Anspra-

chen als Videoformat zu Verfügung. Aus diesem Material lässt sich dann eine aussagekräftige und interessante Erinnerungsseite erstellen. Diese hat immer einen interaktiven Charakter: Besucher*innen können zum Beispiel virtuelle Kerzen anzünden, Kondolenzbotschaften verfassen und eigenen Content ergänzen. Durch QR-Codes auf den Sterbebildchen wird die „reale“ Trauergemeinde auf die digitale Variante aufmerksam gemacht.

Wer die Begriffe „Bestatter“ und „Gedenkseiten“ googelt, stößt heute auf eine große Zahl solcher Portale. Auch ist zu beobachten, dass viele Trauernde dann auch tatsächlich auf diesen Seiten tätig werden und sie nutzen und pflegen. Noch vor einem Jahr haben deutlich weniger Bestattungsinstitute ein entsprechendes Angebot gemacht. Parallel zu diesen von Bestattungsinstituten betriebenen Plattformen, gibt es noch Seiten wie unvergessen.de, die nicht von einem Bestatter betrieben werden, sondern mit mehreren Bestattern kooperieren und von diesen mit Daten und Material versorgt werden.

„Customer Journey“ und „gestreckte Kasualie“

Was für ein Ziel verfolgen die Bestatter mit dieser digitalen Präsenz? Ganz offensichtlich zielt ihr Angebot auf Hybridität ab: Die realen zwischenmenschlichen Kontakte sollen mit digitalen so verschränkt werden, dass dadurch Kundenbindungen hergestellt, gepflegt und vertieft werden. Das Ziel sind sogenannte „Customer Journeys“: Den Besucher*innen der Plattformen wird für sie interessanter, persönlich gefärbter Content so dargeboten, dass sie dabei immer auch auf die Angebote des Bestattungsinstituts und seiner Kooperationspartner stoßen.

Der Bestatter präsentiert dadurch seine volle Dienstleistungspalette und wird in seinem Stil und seiner Kompetenz erlebbar.

Ähnliche Strategien verfolgt auch unsere Kirche. Was in der Unternehmensberatung als „Customer Journey“ bezeichnet wird, firmiert in der kirchlichen Semantik als „gestreckte Kasualie“. Unter diesem Begriff subsumieren wir unsere Bemühungen, einen punktuellen Kontakt so zu nutzen, dass er möglichst in die Inanspruchnahme weiterer kirchlicher Angebote mündet. Wo dies nicht gelingt, soll zumindest durch nachgeschobene Impulse die Kirchenbindung gestärkt werden. Diese Strategie lässt sich am Beispiel der Taufe veranschaulichen: Wir werben vor dem Schlussgehen für Krabbelgottesdienste und den kirchlichen Kindergarten. Der Taufurkunde liegt ein Flyer für die nächste Familienfreizeit bei. Ein Jahr später versuchen wir dann mit Hilfe von Patenbriefen oder Tauf-erinnerungsmailings, „in Kontakt zu bleiben.“ Auch wenn es zu keinem Besuch einer kirchlichen Veranstaltung mehr kommt, hoffen wir damit die Identifikation mit unserer Kirche zu stärken. Zunehmend greifen wir bei dieser Form von Kontaktpflege auch auf digitale Kommunikation zurück.

Die kirchliche Bestattung birgt in dieser Beziehung ebenfalls ein vielversprechendes Potential. Schließlich wird unser Dienst auf dem Friedhof von vielen Angehörigen sehr geschätzt. Diese Hinterbliebenen sind nach der Bestattung dankbar für die erfahrene Begleitung und fühlen sich in ihrer Kirchenbindung gestärkt. Diese positive Erfahrung in Form einer „digitalen Nachsorge“ aufzugreifen, bietet große Chancen – insbesondere dann, wenn es sich vom Aufwand her in unserem Berufsalltag umsetzen lässt.

Digitale Nachsorge: Kleiner Aufwand, großer Nutzen

Auf gedenkenswert.de eine Erinnerungsseite für einen Verstorbenen anzulegen und mit ein paar Zitaten aus der Grabrede zu füllen, dauert ungefähr vier Minuten. Pfarrer*innen, die danach noch eine virtuelle Kerze anzünden und sich bei den Angehörigen für das vertrauensvolle Vorgespräch bedanken, sind bei einem Aufwand von fünf Minuten. Die neu angelegte Erinnerungsseite erscheint auf Wunsch automatisch auch auf der Gemeinde-Homepage. Einige Kolleg*innen ergänzen noch ihre Grabrede, so dass diese auch von Trauernden gelesen werden kann, die nicht auf den Friedhof dabei sein konnten.

Diesem überschaubaren Einsatz steht häufig eine beeindruckende Resonanz gegenüber. Viele Erinnerungsseiten auf gedenkenswert.de werden bereits in der ersten Woche über hundert Mal besucht. Dass Hinterbliebene über die sozialen Netzwerke auf diese Seiten verlinken, ist dabei ein wichtiger Faktor. So überrascht es auch nicht, dass die allermeisten Reaktionen nicht aus der Anonymität der Netzgemeinde heraus erfolgen, sondern durch Menschen, die den Verstorbenen und seine Angehörigen persönlich kennen. Menschen, die Face-to-Face miteinander und in unserer Kirche etwas Wohltuendes erlebt haben, lassen dies auf der Plattform digital nachklingen.

Aber es wäre schade, wenn die Funktion von gedenkenswert.de sich nur mit Begrifflichkeiten der Marktanalyse beschreiben ließe. Wer sich Zeit nimmt und Erinnerungsseiten und Posts von Trauernden liest, spürt auch schnell, dass die Seite mehr birgt, als die bisherige Beschreibung vermuten lässt. Verstorbene Menschen posthum zu würdigen und Erinnerungen an

sie mit anderen zu teilen, ist viel mehr als ein erfolgsversprechendes Kommunikationstool für den kirchlichen Gebrauch. Es ist eine seelsorgliche Aufgabe und es ist ein unverzichtbarer Teil des geistlichen Lebens unserer Kirche.

Communio sanctorum: Die digitale Krypta

Zur „Gemeinschaft der Heiligen“ gehören nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten. Verstorbene haben uns durch ihr Glaubenszeugnis inspiriert und geprägt. Sie sind in Christus in bleibender Weise unter uns. Dies wird in mittelalterlichen Kathedralen augenfällig: Unter dem Altarraum findet sich oft eine Krypta. Dort sind die Glaubenszeugen bestattet, deren Wirken sozusagen die Grundlage für das aktuelle Glaubensleben eine Etage weiter oben ist.

Auch in der Evangelischen Kirche unserer Tage pflegen wir bewusst Erinnerungen an Verstorbene. Natürlich haben Dietrich Bonhoeffer, Sophie Scholl oder Wilhelm Freiherr von Pechmann ein ehrwürdiges Gedenken verdient. Doch unsere Kirche lebt nicht nur von Menschen, die es in die Geschichtsbücher geschafft haben. Es gibt darüber hinaus – Gott sei Dank! – die vielen, „kleinen Lokalheiligen“, die vor Ort eine Gemeinde durch ihren Glauben und ihr Lebenswerk sehr bereichern.

Auf gedenkenswert.de werden solche Menschen oft mit besonderer Liebe posthum gewürdigt. So hat die Kirchengemeinde Kahl-Karlstein ihrer 2015 verstorbenen Prädikantin Bubu Harling eine aussagekräftige Erinnerungsseite gewidmet. Oder Reinhold Ostermann, ehemals Referent am Amt für Jugendarbeit: Er wird mit Worten beschrieben, die berührend von dem Wunsch zeugen, sein Können, seine Integrität und sein Ethos in differenzierter

Weise zu würdigen. Als Matthias Jena – er war bayerischer DGB-Vorsitzender und unserer Kirche u. a. als Synodaler verbunden – im Mai 2021 starb, wurde auf der ELKB-Homepage auf die entsprechende Seite auf gedenkenswert.de verlinkt. Die pensionierte Regionalbischöfin Susanne Breit-Kessler hatte dort die Trauerrede für ihn hinterlegt. Über 700 Mal wurde diese Erinnerungsseite inzwischen besucht.

Eine unermüdliche Helferin bei Gemeindefesten, ein treuer Gottesdienstbesucher aus Siebenbürgen, eine Vorkämpferin der Gleichberechtigung und ein überaus leidenschaftlicher Kantor: Sie alle sind auf gedenkenswert.de zu finden. Ihre Persönlichkeit, ihr Einsatz und ihr Glaubenszeugnis werden erinnernd bewahrt. Es werden virtuelle Kerzen für sie angezündet und ihnen werden Bibelworte gewidmet.

Unser Anspruch ist seelsorgliche Verantwortung

Kann man Trauernde denn überhaupt verantwortungsvoll digital begleiten? Viele Seelsorger*innen unserer Landeskirche und Hospizvereine stellen diese Frage mit Skepsis. Manche äußern den Verdacht, dass Online-Friedhöfe und Trauergruppen auf Facebook ein gesundes Loslassen am Ende sogar erschweren. Eine Sichtung der erfolgreichsten Angebote im Netz führt dann tatsächlich auch schnell zu besorgniserregenden Beobachtungen.

Von den meistbesuchten Trauergruppen auf Facebook hat keine einzige eine redaktionelle oder seelsorgliche Begleitung. Niemand wirft dort je einen Blick auf den hochgeladenen Content. Auch Beiträge, die implizit zum Suizid verleiten oder Ausdruck einer psychotischen Erkrankung mit Wahnvorstellungen sind, bleiben online.

Hochvulnerable Menschen werden nicht nur aus professioneller Sicht alleine gelassen. Sie werden auch in einer bedenklichen Weise aufeinander losgelassen.

Tragisch sind auch die Fälle, wo trauernde Menschen gar keinen Austausch mit anderen Trauernden suchen, sondern stattdessen in einer Endlosschleife die Kommunikation mit dem Verstorbenen fortsetzen, so als wäre er gar nicht tot. Da gibt es zum Beispiel eine Mutter, die seit dem Todestag ihres 23-jährig verstorbenen Sohnes jeden Tag mehrere lange Nachrichten an ihn schreibt, ohne je in Kontakt mit anderen Menschen in der Community zu treten – und das tut sie inzwischen seit über vier Jahren.

Zu den Besonderheiten der virtuellen Trauergruppen gehört, dass der Fokus stark auf die „Anerkennung von Trauer“ gelegt wird. Die Teilnehmenden werden ermutigt, „zu ihrer Trauer zu stehen“ und „sich für den Schmerz wirklich Zeit zu nehmen“. Diese Ermutigung tut ihnen ganz offensichtlich gut, birgt gleichzeitig aber auch ein Risiko für den Trauerprozess. Denn je ausdrücklicher User/innen ihr Leid, ihre Schmerzen und ihre Hilflosigkeit mitteilen, desto größer fällt die „Anerkennung“ aus. Wer indessen davon berichtet, auf dem Trauerweg einen Schritt weitergekommen zu sein, bekommt sofort weniger Resonanz. Sobald jemand beschreibt, dass es zumindest punktuell auch wieder hoffnungsvolle und lebenswerte Momente gibt, wird ihm von der Community die Anerkennung in Form von Likes und Kommentaren entzogen. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass in den reichweitestärksten Gruppen Trauernde mit posttraumatischer Belastungsstörung nicht nur deutlich überrepräsentiert, sondern auch tonangebend sind. Aber eine digitale Blase, die von emotionalen

Negativschleifen geprägt ist, ist für diese Menschen ganz sicher keine Hilfe.

Als kirchliches Portal muss „gedenkenswert“ sich von solchen Angeboten spürbar unterscheiden und durch eine reflektierte seelsorgliche Tiefentextur auszeichnen. Doch Seelsorge in einem interaktiven digitalen Medium ist für unsere kirchliche Praxis noch weitgehend Neuland. Die Frage lautet: Wie können Menschen auf „gedenkenswert“ zu einem Partizipationsverhalten animiert werden, dass ihnen nicht schadet, sondern in Gegenteil ihre Resilienz stärkt?

Durch die Menüführung und das Wording versuchen wir, Trauernde zu ermutigen, auch von ihren Kraftquellen, Glaubenshoffnungen und positiven Erfahrungen zu berichten. Eine Reihe von Posts zeigen, dass dies dann auch geschieht. So berichtet Edith davon, wie wichtig ihr der Blumenschmuck bei der Bestattung ihres Bruders gewesen ist. Unter der Überschrift „Schönheit rettet die Welt“ hat sie in der Rubrik „Meine Trauer“ damit den am häufigsten gelesenen Beitrag verfasst. Chrabine schreibt: „Glaube und Natur sind etwas, das mich trägt“. Gabi betont den bleibenden Wert von Erinnerungen: Ihren Lebenspartner gekannt zu haben und Vieles mit ihm erlebt zu haben war für sie „ein Stück vom Himmel“. Thomas berichtet, wie felsenfest der Glaube bei seinem 98-jährig verstorbenen Vaters war und wieviel Halt ihm das Beten von Psalmen gab. Anja postet ein Blumenfoto und schildert die aufblühende Natur als Offenbarung eines Gottes, der das Leben will.

gedenkenswert.de: Erste Zahlen und Erfahrungen

Das Portal ist seit März diesen Jahres online, sodass wir schon einen

ersten Blick auf die Resonanz werfen können: Inzwischen wurden über 400 Erinnerungsseiten angelegt und insgesamt ca. 1 000 Posts zu Glaubensfragen und Erfahrungen beim Trauern hochgeladen. Die Seite wird im Durchschnitt täglich von 70 Menschen besucht, die dann knapp 12 Minuten bleiben und 9,5 Seiten aufrufen. Etwa 2 500 virtuelle Kerzen wurden angezündet. Über 200 User*innen haben sich registriert und größtenteils dann auch eigenen Content hochgeladen.

Nach unserer Wahrnehmung sind mindestens 80 % unser User*innen in der zweiten Lebenshälfte. Sie sind sonst eher auf Facebook als auf Instagram unterwegs. Das ist aber mit Blick auf den thematischen Focus nicht überraschend: Trauer wird für viele Menschen erst in einem höheren Lebensalter existentiell virulent. Unser Usability-Experience-Konzept ist auf ältere Nutzer zugeschnitten. Überrascht hat uns, dass 70 % der Besucher von mobilen Endgeräten aus kommen. 75 % der Erinnerungsseiten wurden von Frauen erstellt.

Neu auf gedenkenswert.de: Der Magazinbereich

Digitale Kommunikation kann persönliche Begegnungen anbahnen und persönliche Begegnungen können in digitaler Kommunikation nachklingen. Deshalb soll gedenkenswert.de nicht in eine digitale „Trauerblase“ führen. Im Gegenteil: Wir wollen die guten Angebote unserer Kirche bekannt machen! Mit Trauergruppen, Seminarangeboten, Pilgerprojekten, der Telefonseelsorge und vielem mehr sind wir für Trauernde da. Vor allem haben wir in Form von Kirchengemeinden ein „reales Netzwerk“ vor Ort, dessen Bedeutung bei einem Todesfall bis heute groß ist. Deshalb wurde auf „gedenkenswert“

ein Magazinbereich ergänzt. Hier können Pfarrer*innen und andere zivilgesellschaftlich motivierte Akteur*innen Trauernde ihre Angebote vorstellen und aus ihrer Arbeit berichten.

Unter dem Titel „Trau Dich, zu trauern!“ berichtet zum Beispiel „Lacrima“ von der Arbeit mit trauernden Kindern und Jugendlichen. Dieser Post wurde inzwischen fast 500 Mal gelesen und viele Besucher haben dann auch den Link zu „Lacrima“ angeklickt. Ein inhaltlich interessant gestalteter Magazinbereich soll zukünftig solche „Customer Journeys“ erleichtern und Trauernde die Palette der kirchlichen Begleit- und Hilfsangebote erschließen.

Entsprechende Posts sind uns hochwillkommen und wir freuen uns über alle Kolleg*innen, die mit uns kooperieren. Für Fragen und Anregungen stehen wir gerne zur Verfügung.

*Pfr. Dr. Rainer Liepold
Digitales Pilotprojekt
„www.gedenkenswert.de“
Seelsorge im Pflegezentrum „Lore Malsch“, Riemerling
Rainer.Liepold@elkb.de
www.rainer-liepold.de*

Adventliche Resonanz

Das Volk, das in der Finsternis wandelt, sieht ein großes Licht; die im Lande des Dunkels wohnen, über ihnen strahlt ein Licht auf. (Jes.9, 2)

1. Advent

Meine Frau und ich durften eine beglückende Erfahrung machen. Sie im sechsten Monat schwanger. Frühsommer. Ein Konzert im nahegelegenen Schloss. Kaum setzt das Orchester ein, da bewegt sich das Kind im Takt der Musik. Einfach wunderbar, aufregend. Da ist Lautes und Leises, ein Bewegen und Mitschwingen – auch das, was man gar nicht bewusst wahrnimmt. Musik und anderes wird nun bald mit „eigenen“ Ohren vernehmbar sein.

Wir erleben unsere Welt vor allem in der Weise, dass wir die Dinge verfügbar machen und so beherrschen. Von der Musik könnten wir lernen. Da kommt eine ganz andere Wahrnehmung auf uns zu. Es geht darum, sich anrufen, berühren zu lassen. Der Soziologe Hartmut Rosa nennt es „Resonanz“, Mitschwingen, Sichbewegen-lassen. Ich gerate in einen Zustand des Hörens und Antwortens. Dafür kann ich mich öffnen oder auch verschließen. Die Öffnung ist immer ein Geschenk.

2. Advent

Ein Interview anlässlich eines Konzerts in Bamberg (Oktober 2020) mit dem Pianisten Hermann Buchbinder und dem Dirigenten Herbert Blomstedt hat mich sehr bewegt. Hermann Buchbinder meinte, sein Musizieren sei ein Mitschwingen des ganzen Menschen mit Leib und Seele. Da könne man nicht sagen, wo es anfängt, wo es aufhört. Und wenn er die Pathétique auch schon 200mal gespielt habe, entdecke er doch immer wieder etwas Neues. Sein Wahlspruch: „Wer glaubt, et-

was zu sein, hat aufgehört, etwas zu werden.“

Ganz ähnlich äußerte sich Herbert Blomstedt. Für beide „ältere Herren“ – über 70 und 90 Jahre „jung“ – ist eine „resonanzfähige Offenheit“ die Grundstruktur ihrer Lebensauffassung. Diese Haltung macht die beiden Musiker so selbstbewusst, so frei und glaubwürdig. Und noch etwas gehört dazu. Auf die Frage, wie das Orchester denn so mit dem „Maestro Blomstedt“ zurechtkomme, antwortete ein Geiger: „Wir fühlen uns in Achtung verbunden. Aber es ist noch viel mehr. Es ist eine Art von Liebesverhältnis.“

3. Advent

Dieser Zusammenhang von offen/resonanzfähig sein und Haltung bewahren zeigt sich für mich auch auf einem wenig beachteten Arbeitsfeld. Bei einer Gesprächsrunde im TV berichtet der bekannte Gerichtsmediziner Michael Zokos: Er habe in der Regel immer Tote auf seinem Seziertisch liegen. Sie sind meist „Opfer“ von Gewalttaten. Seine Aufgabe sei es, sie gleichsam im Nachhinein als normale Menschen wahrzunehmen und wenn möglich ihre Identität nachzuzeichnen. So könne ihnen wenigstens etwas von ihrer Würde als Mensch zurückgegeben werden. Dies geschehe in zweifacher Richtung: Einmal von der rein medizinisch-animalischen Sicht und zum andern von der rechtlich-menschlichen Seite. Vornehmlich seien es Verbrechen, die er aufzuklären habe. Das führe ihn immer wieder in Konflikte mit den zunächst unbekanntesten Tätern. Sie mögen die „Wahrheiten“ nicht, die er meist mühsam konstruiere und herausarbeite. So werde er selbst zu einem „Feindbild“. Er müsse immer mit Anschlägen rechnen. Oft könne nur intensiver Personenschutz das

Schlimmste verhindern. Um sich etwas abzulenken und „Luft“ zu verschaffen schreibe er auf, was er täglich erlebe. So seien seine Krimis entstanden. Das erzählte er ruhig und locker.

Ich habe mir sofort nach der TV-Sendung einen seiner Krimis gekauft. Was da zu lesen ist, nimmt mir die Sprache. Spannend, schrecklich, eigentlich unvorstellbar. Und das alles im Dienst am Menschsein, an der Menschenwürde. Sei es, dass seine „Patienten“ sie einmal hatten. Oder dass sie erst durch seine Arbeit entdeckt wird und zum Vorschein kommt.

Ich möchte nunmehr einen Versuch wagen: Ich stelle mir vor, Herr Dr. Zokos hat einen „historischen“ Toten auf dem Seziertisch liegen. Es ist der Mensch Jesus aus Nazareth. Mir geht es um die Frage, welche „Wahrheit“ über diesen Menschen wird der Gerichtsmediziner herausfinden?

4. Advent

Medizinisch scheint alles relativ klar zu sein: Folterung und Tod durch Kreuzigen wie bei so vielen anderen Menschen dieser Zeit. Beim Durchblättern findet er im Lukasevangelium (16, 1-9) ein mögliches Indiz für das Denken und Handeln Jesu. Da wird von einem Unternehmer berichtet. Er verlangt von seinem Verwalter, die erwirtschafteten Finanzmittel mit Gewinn anzulegen. Da dieser mit Finanzen nichts am Hut hat, benutzt er das Geld, um bei seinen Arbeitern gut dazustehen. Er erlässt ihnen einen Teil ihrer Schulden. Wenn er seinen Job los ist, hat er wenigstens so einen gewissen Rückhalt. Doch anders als erwartet, lobt ihn der Unternehmer. Er habe klug gehandelt.

Wenn man davon ausgeht, dass in der Person des Unternehmers Jesus

Liebe Leserin, lieber Leser,

18. Oktober 2021, Herbstversammlung des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins Bayern. Am Rednerpult spricht Oberkirchenrat Prof. Dr. Hübner zum Jubiläum „100 Jahre selbstbestimmte evangelische Kirchenverfassung in Bayern“ und ich komme an einigen Formulierungen ins Grübeln.

Der Landesbischof ist ein Pfarrer, der in das kirchenleitende Amt für die Evang.-Luth. Kirche in Bayern berufen ist – so etwa Herr Dr. Hübner. Das sei antihierarchisch gemeint. Aha, dann ist er also ein „Landespfarrer“. Oder eine „Landespfarrerin“. Bloß! Wieso bloß? Immerhin! „Bischof“ – ist das mehr „sexy“, wie man heute mitunter liest? Jedenfalls ist er/sie kein höheres geistliches Wesen als ich, Feld-, Wald- und Wiesenpfarrer in der Weite des Freistaates Bayern.

Wenn also „Bischof“ medienwirksamer als „Pfarrer“ ist, aber kein höherer Weihegrad, weil es das evangelischerseits nicht gibt, dann könnte ich als Feld-, Wald- und Wiesenpfarrer doch begriffsmäßig mit dem Kollegen/der Kollegin gleichziehen. Mein Verantwortungsbereich ist sehr viel kleiner, aber doch immerhin eine Pfarrei oder Kirchengemeinde. Dann wäre ich – gewesen, bin ja Ruheständler – der „Bischof von Gaimersheim“. Was glauben Sie, das habe ich mir mitunter auch eingebildet in meiner aktiven Zeit! Im Fasching war ich's jedenfalls, genauer, der „Bischof vom Kraiberg“ – so heißt die Gegend von Gaimersheim, wo unsere Kirche steht. Eine Mitra habe ich auch – selbstgebaut von meiner lieben Frau. Im katholischen Gaimersheim war evangelisches Klappern handwerklich schon nicht verkehrt. Und wenn ich nur daran denke, wie schön tansanische Bischöfe sind! (Geschmackssache).

Also, was sollen diese unernsten, verwirrenden Bemerkungen? Vielleicht dies: Bischöf*innen sollen sich von ihrem Titel nicht benebeln lassen und Pfarrer*innen nicht frustrieren. Sie sind gleich – unterschiedlich ist der Verantwortungsbereich. Gemeinsam ist unsere Verantwortung pro loco et tempore. Allerdings sind Locus und Tempus unterschiedlich. Und die Ordination gilt global.

Soviel Ihr (schon vom 11.11. infizierter) CW

selbst zu Wort kommt, muss man sagen: Das ist gesunder Realitäts-sinn. Ebenso realistisch ist die Anrede Jesu an einen Kranken: Wenn du gesund werden willst, dann steh auf und geh. Der Kranke hebt seinen Umhang auf und geht. Selbst an der polemischen Behauptung, Jesus sei ein „Fresser“ und „Weinsäufer“ lässt sich ablesen, dass er voll im Leben steht. Bei einer anderen Gelegenheit verhilft er einem Migrant, der zusammengeschlagen am Wegesrand liegt, zu medizinischer Versorgung, Unterkunft und Pflege. Wie viele andere Beispiele zeigen, verbindet Jesus mit seinem Lebensentwurf einen unbedingten Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden. Da gibt es etwas Letztes, das sein menschliches Dasein bestimmt. Er nennt es „Abba“, lieber Vater. Mit ihm weiß er sich

auf innigste Weise verbunden. Aus dieser Liebesbeziehung heraus schöpft er seine Kraft. Es ist wohl eine Art von „Resonanz“, die ihn in Bewegung bringt und mitschwingen lässt. Dafür „lohnt“ es sich zu leben und wenn nötig auch zu sterben. Nicht zu übersehen ist, dass sich Jesus mit seinem Einsatz für das „Reich Gottes“, wie er es nennt, nicht gerade beliebt gemacht hat. Man stellt ihm Fallen. Er wird verfolgt und schließlich als „Verbrecher“ hingerichtet.

Weihnachten

Bis heute wird versucht, Jesus kleinzureden. Mit der Bezeichnung „die Armen im Geiste“, angeblich aus der sogenannten Bergpredigt Jesu, sollen seine Anhänger, ja die Christen insgesamt, als „Deppen“

oder schlicht als „Loser“ hingestellt werden. Vorsicht „Fake news“: Die Übersetzung des griechischen Urtextes besagt genau das Gegenteil! Die Kraft (pneuma), die den inwendigen Bestand deines Lebens hervorbringt, hast du nicht selbst zur Verfügung (ptoxos). Sie wird dir geschenkt. Freue dich (makarios)!

Es geht um die „Resonanz“ mit dem, was unser Leben trägt. Es geht um Bewegung und Mitschwingen. Das schafft Menschlichkeit, liebende Würde, Liebenswürdigkeit, Freude, Weihnachten.

Jürgen Koch, Germering

Kein Kreuz mit dem Islam

Das Thema, das mir gestellt wurde¹, bringt den Islam mit dem Kreuz zusammen. Das könnte man missverstehen. Es mag Leute in unserem Land geben, die den Islam als eine Last, ein Kreuz empfinden. Ich gehöre nicht dazu. Deshalb fange ich mit drei Erinnerungen zum Thema „Islam und Kreuz“ an: einer persönlichen, einer politischen und einer psychologischen.

Die persönliche Erinnerung: Gehe ich durch große Städte der islamischen Welt, so prägen Moscheen das Stadtbild; teils sind es wunderbare Baudenkmäler. Unvergesslich ist mir etwa die Süleymaniye-Moschee in Istanbul. Was mir aber noch mehr auffällt, das sind die Kreuze. Geht man etwa vom Taksim-Platz in Istanbul die anderthalb Kilometer der berühmten Istiklal Caddesi, der Unabhängigkeitsstraße, hinunter, so kommt man an einer Bibelbuchhandlung und an vier Kirchen vorbei. In St. Anton, der größten, gibt es täglich wenigstens zwei Gottesdienste, am Wochenende fünf. Und zu bestimmten Zeiten mischt sich in den islamischen Gebetsruf der Klang der Glocken. Zu den Kreuzen auf den Kirchen kommen die Kreuze auf den christlichen Krankenhäusern, dem österreichischen etwa, beim Galataturm gelegen, oder dem armenischen im Stadtteil Kazlı Çeşme, also Gänsebrunnen.

Nicht anders ist es in Kairo oder Amman, selbst in Teheran. Nur in Riad und Mekka wird man kein Kreuz finden. Dafür aber ist Saudi-Arabien seit Jahrzehnten ein enger Verbündeter und Waffenkäufer der USA – und Deutschlands.

Doch auf dem Plakat des wunderbaren türkischen Films Kapı – „Die 1 Vortrag in der Christuskirche Landshut am 05.09.21

Tür“ – aus dem Jahr 2019 sieht man einen älteren Mann bei Nacht vor einer Kirche in der Provinz Mardin im Osten der Türkei stehen. Hinter ihm leuchtet ein hell erleuchtetes Kreuz. Wie sehr wünschte ich mir, dass Sie alle diesen Film ansehen würden.

Eine politische Erinnerung ist sehr aktuell: Der chaotische Abzug westlicher Truppen aus Afghanistan erinnert mich an den Herbst vor 20 Jahren. 11. September: der 20. Jahrestag der terroristischen Anschläge auf die Türme des World Trade Centers in New York und auf das Pentagon in Washington. Sie wurden von den tief verletzten Vereinigten Staaten von Amerika mit dem Bombardement Kabuls beantwortet – so als ob afghanische Kinder für den Terror verantwortlich wären.

Auch die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern beschäftigte sich im November 2001 mit dem Vorgehen der USA in Afghanistan. Bundeskanzler Schröder hatte die „bedingungslose Solidarität“ Deutschlands mit den USA verkündet. Nach dem Vorschlag des damaligen Landesbischofs und des damaligen Präsidenten der Synode stimmte auch unsere Synode diesem Vorgehen zu – ungeachtet der Stimmen aus den USA selbst, die dieses Vorgehen verurteilten, etwa der Stimme der United Church of Christ, der z. B. Barack Obama angehört. Niemand meine, diese Stimmen seien der Synode nicht zu Gehör gebracht worden. Dennoch: Nur zwei Synodale widersetzten sich. Die eine hieß Kirsten Jörgensen, der andere Rainer Oechslen.

Nun, da die abziehenden Westmächte in Afghanistan einen Scherbenhaufen hinterlassen, sprechen die Verantwortlichen nicht

von den eigenen Fehlern. Auch die Bundeskanzlerin tut das leider nicht. Vielleicht erinnern Sie sich: Als Bischöfin Margot Käßmann an Neujahr 2010 sagte „Nichts ist gut in Afghanistan“, wurde sie mit Kritik geradezu überschüttet.

Heute schmäht man die Taliban als Barbaren, spricht von einem Rückfall in die Steinzeit und rühmt sich einer Luftbrücke, die viel zu spät begann und viel zu wenige Menschen erreichte – während der Innenminister von zu erwartenden 5 Millionen Flüchtlingen sprach und damit wieder einmal Wahlkampf für die AfD machte – unabsichtlich, hoffe ich. Seehofer erwähnte nicht mehr, dass er noch Anfang August Menschen nach Afghanistan abschieben wollte.

Könnte es nicht sein, dass die christlichen Länder – als solche verstehen viele Muslime die Westmächte – ein Kreuz auf dem Rücken vieler islamischer Länder sind? Gewiss waren sie es in der Zeit des Kolonialismus. Aber womöglich sind sie es heute noch. Das Selbstbild des Westens – „Wir sind die Guten, die Zivilisierten, die Kämpfer für Menschenrechte und Menschenwürde“ – ist jedenfalls für alle, die ein wenig genauer hinschauen, schwer zu ertragen.

Szenenwechsel: Ein Sonntagnachmittag in der Sebalduskirche in Nürnberg vor einigen Jahren. Zum Abschluss eines Seminars gibt es eine Kirchenführung für Muslime. Die Muslime sind sehr angetan vom Eindruck des Raums, von den Kunstwerken, den Heiligenfiguren – obwohl diese den Angehörigen einer bildlosen oder zumindest bilderkritischen Religion eigentlich fremd sein müssten. Dann sieht eine Frau nach vorne zur Kreuzigungsgruppe von Veit Stoß. Sie sieht mich an und fragt: „Wie haltet ihr das aus, jeden Sonntag

dahin zu schauen?" – Wie halten wir Christen das aus? Womöglich hat diese Frau vom Skandal des Kreuzes mehr verstanden als viele, denen das Kreuz eine alltägliche Selbstverständlichkeit ist.

Nach diesen drei Erinnerungen wende ich mich der Frage zu, woher es kommt, dass man den Islam als Kreuz empfunden hat. Ich habe dazu eine historische und eine aktuelle Antwort.

Die historische Antwort: Theologen beginnen ihre Erörterungen gerne bei Adam und Eva. Soweit zurückgehen möchte ich heute nicht – aber bis zum 8. Juni 632, dem Todestag des Propheten Muhammad, eben doch. Als Muhammad starb, war klar: Eine neue Religion war entstanden – wobei dieser Satz ein Anachronismus ist. Den Ausdruck „Religion“ verwenden wir im heutigen Sinn erst seit dem 19. Jahrhundert. Klar war: Es gab einen von Gott bevollmächtigten Propheten, einen „Gesandten Gottes“, wie Muslime gerne sagen. Es gab ein Buch, das dieser Prophet von Gott empfangen hatte, und es gab eine Gemeinschaft, die „umma“, die auf dieses Buch und diesen Propheten hörte.

Sehr bald nach Muhammads Tod war die Gemeinschaft nicht mehr auf einen Winkel in Südarabien beschränkt, sondern breitete sich rasch aus, nach Norden, also Syrien und Palästina, nach Westen (Ägypten und weiter), nach Osten (Persien und bis ins heutige Afghanistan, Turkmenistan und Usbekistan). Diese Ausbreitung war kein Religionskrieg. Das Christentum, das Judentum und nach anfänglicher Verfolgung auch der Zoroastrianismus in Persien wurden ausdrücklich geduldet. Übertritte zum Islam gab es, jedoch waren sie zeitweise sogar unerwünscht. Was entstand, war eine Herrschaft der Muslime

– wobei weiterhin hohe Beamte, Leibärzte der Sultane und führende Gelehrte Christen oder Juden waren.

Damit sind wir bei dem christlichen Theologen, der als erster eine christliche Sicht des Islams zu Papier brachte: Johannes von Damaskus, der etwa von 675 bis 749 lebte. Sein Großvater war noch vor der Eroberung durch die Muslime Stadtpräfekt von Damaskus, sein Vater war Schatzmeister des Kalifen Muawiya I.; Johannes wurde zusammen mit den Prinzen erzogen und trat selbst in den Staatsdienst. Aber unter dem Kalifen Abd al-Malik (Regierungszeit 685-705) setzten christenfeindliche Tendenzen ein. Johannes quittierte den Dienst und wurde Mönch des bis heute existierenden Klosters Mar Saba bei Bethlehem. Dort schrieb er Buch um Buch, unter anderem eine kleine Abhandlung über den Islam. Johannes gehörte – im Unterschied zur Mehrheit der syrischen Christen – der Reichskirche Ostroms an und in dieser der streng orthodoxen Richtung. Für ihn war klar, dass Christus „homoousios to patri“ – „eines Wesens mit dem Vater“ – ist und dass in ihm Gottheit und Menschheit unvermischt und ungetrennt vereint sind. Wir nennen das eine Inkarnationschristologie.

Die Christologie des Islams aber ist eine Prophetenchristologie. Der auch nach der Lehre des Korans aus der Jungfrau geborene Prophet Isa ist ein auserwählter „rasul“ – also Gesandter Gottes –, dessen Lehre und dessen Nächstenliebe absolut vorbildlich sind. Aber er bleibt dabei ein Mensch. Er gehört auf die Seite der Geschöpfe Gottes, nicht auf die Seite des Schöpfers. Diese Christologie ist für Johannes häretisch, also ketzerisch.

Das harte Urteil des Johannes hat allerdings eine Kehrseite: Es ist bei ihm offensichtlich, dass der Islam

mit dem Christentum eng verwandt ist. Ja, der Islam erscheint als eine christliche Sekte, wie es auch andere gibt. Johannes dachte vor allem an die Arianer, wobei man diese korrekterweise nicht als Sekte, sondern als Kirche bezeichnen muss. Bis in Muhammads Lebenszeit hinein waren Langobarden, Ost- und Westgoten arianische Christen. Die arianische Kirche hatte ihre eigenen Bischöfe und Synoden.

Das psychologische Moment erscheint mir hier wichtig: Man erkannte im Islam eine ungeliebte Seite der eigenen Religion. Die Angehörigen unserer eigenen Familie können uns bekanntlich sehr viel mehr reizen als fremde Leute, gerade weil sie uns so ähnlich sind.

Das Urteil des Johannes haben viele übernommen durch das ganze Mittelalter hindurch. Thomas von Aquin hat sehr viel von arabischen Gelehrten gelernt und hätte Aristoteles ohne die Hilfe von Ibn Ruschd – Averroes – aus Cordoba wohl nicht verstanden. Am Ende aber urteilt er über den Islam so wie Johannes; Martin Luther ebenso. Bis in das grundlegende Bekenntnis der lutherischen Kirche, das Augsburger Bekenntnis von 1530, zieht sich diese Sicht auf den Islam. Dort werden in Artikel 1 frühchristliche Gruppen aufgezählt, deren Christologie die Lutheraner verurteilen: Samosatener und Valentinianer und andere, darunter auch die „Mahomedisten“, wie Melancthon sich ausdrückt.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Johannes den Islam als einen ganz fremden Glauben wahrgenommen hätte – wie den Buddhismus etwa. Aber das ist Spekulation. Faktisch ist die Geschichte bis in die Zeit der Aufklärung so verlaufen, dass sich das Christentum mit seinen beiden Geschwistern Judentum und Islam sehr schwertat und

auf Begegnungen gereizt reagierte – wobei uns heute vor allem die Ausnahmen interessieren wie Franziskus von Assisi, Ramon Llull oder Nikolaus Cusanus.

Ich überspringe aus Zeitgründen die Zeit der Aufklärung und das 19. Jahrhundert. Ich überspringe „Nathan den Weisen“ und bemerke nur, dass die arabische Übersetzung von Lessings Stück neu herausgegeben werden soll – auch mit meiner Unterstützung. Goethes Sicht auf den Islam wäre einen eigenen Vortrag wert und ebenso die Tatsache, dass der Sheikh-ül-Islam in Istanbul am 14.11.1914 den Krieg gegen Briten, Franzosen und Russen nur auf deutsche Aufforderung hin zum Dschihad erklärt hat. Der Orientalist Max von Oppenheim (1860–1946) arbeitete in der deutschen Botschaft und brachte die Osmanen dazu, erstmals seit Jahrhunderten einen Krieg so zu nennen. Das brachte ihm den Ehrentitel „Abu Djjihad“ – Vater des Dschihad – ein. Das deutsche Heeresamt gab die Zeitschrift El Dschihad heraus, was man höchst missverständlich mit „Der Heilige Krieg“ übersetzt.

Wenden wir uns der Gegenwart zu. Dass manche heute den Islam als „ein Kreuz“ empfinden mögen, liegt – das ist meine These – an der religionspsychologischen Situation in Deutschland bzw. in Westeuropa in den letzten 50 Jahren.

Bis etwa 1960 war der Islam in Deutschland eine Sache für Gelehrte (Orientalisten, Sprachwissenschaftler, Religionswissenschaftler), aber auch für manche Politiker, die Beziehungen zu arabischen Staaten pflegten. Auch die Geheimdienste interessierten sich für die arabische Welt – etwa für die Beziehungen Gamal Abdel Nassers zur Sowjetunion. Tatsächlich hatten manche Vertreter des Bundesnachrichtendienstes schon aus der

Zeit vor 1945 sehr gute Kontakte in arabische Länder, vor allem nach Ägypten. Eine Ausnahmestellung nahm seit langer Zeit die Türkei ein. 1952 war sie der NATO beigetreten. 1954 besuchte dann Konrad Adenauer Ankara, sprach dort von Deutschlands „jahrhundertealter Freundschaft“ mit der Türkei und verteilte die ersten Stipendien für ein Studium in Deutschland. Man könnte fragen, ob die Wertschätzung für die Türkei in Deutschland erst gesunken ist, seit man sie nicht mehr als Bündnispartner gegen den Warschauer Pakt braucht.

Im Oktober 1961 jedenfalls schloss die Bundesrepublik ein Abkommen über die Anwerbung von Arbeitskräften mit der Türkei. Auch dies hat viel mit Eckdaten der deutschen Geschichte zu tun: Seit dem Mauerbau im August des gleichen Jahres war der Zustrom von Arbeitskräften aus der DDR versiegt. 1963 wurde ein weiteres Abkommen mit Marokko geschlossen, 1965 mit Tunesien. (Ich nenne nur die islamischen Länder.)

Nach dem bekannten Satz von Max Frisch „riefen wir Arbeitskräfte und es kamen Menschen“. Und viele von diesen Menschen brachten einen Glauben mit oder sogar eine Religion. Es dauerte eine Weile, bis das bemerkt wurde. Man dachte ja lange, diese Leute würden ein paar Jahre Geld verdienen und dann zurückkehren. Viele von ihnen dachten selbst so. Ihre Aufenthaltsdauer war am Anfang auf zwei Jahre beschränkt. Ein islamischer Gebetsraum am Rande der Fertigungshallen von BMW in München erschien da als vorübergehendes Zugeständnis.

Aber es kam anders. In Folge der Ölkrise gab es 1973 einen Anwerbestopp. Wer in die Heimat ging, konnte nicht mit einer zweiten Einreise nach Deutschland rech-

nen. Die Folge: Viele ausländische Arbeitskräfte holten ihre Familien nach. Obwohl ein Teil der angeworbenen Arbeitskräfte in die Heimatländer zurückkehrte, ging die Zahl der Ausländer in Deutschland nicht zurück. Um 1973 lag sie bei 4 Millionen.

Nun – entscheidend gefördert durch den Familiennachzug – wurden vielerorts Gewerberäume in Moscheen umgewandelt. Der Islam wurde sichtbar. An bayerischen Schulen wurde ein „muttersprachlicher Ergänzungsunterricht“ auf Türkisch eingeführt. Dafür holte man Lehrkräfte aus der Türkei – und die erteilten auch Religionsunterricht, freilich nach den damaligen, von den laizistischen Regierungen in der Türkei sehr auf die türkische Nation ausgerichteten Lehrplänen.

Die großen Festtagsgebete hielten die Muslime nun in aller Öffentlichkeit, z. B. auch im Dom von Köln. Der damalige Kardinal galt als konservativ – dennoch oder vielmehr gerade deshalb lud er die Muslime ein. Ein selbstbewusster Bischof weiß, dass ein muslimisches Gebet seiner Kirche nicht schadet.

Dies alles geschah vor dem Hintergrund der Entwicklung des Christentums in Deutschland. Die ersten 20 Jahre nach 1945 waren eine Hoch-Zeit des Christentums in Westdeutschland, wenigstens äußerlich. Kirchnaustritte waren marginal. Der hochgelehrte Weibischof Arthur Michael Landgraf aus Bamberg (1895–1958) war in den 50er Jahren der Meinung, wenn das Weltende kommen werde, wenn die Kirche sittlich wie theologisch auf einem Hochstand angelangt sei, dann müsse es bald soweit sein.

Dann kam 1968 und alles wurde anders. Es kamen die Risse und Sprünge ans Licht, die die Funda-

mente des Christentums in Europa schon längst durchzogen. Die Kirche galt nun als Verbündete aller konservativen Kräfte, ehrwürdige Theologieprofessoren erlebten, wie ihre Vorlesungen gesprengt wurden, die Kirchengänge gingen sprunghaft in die Höhe und kehrten seither nie mehr auf das Niveau von 1960 zurück. Als die Regierung Brandt-Scheel im Herbst 1969 vereidigt wurde, verzichteten mehrere Minister auf die Formel „so wahr mir Gott helfe“ – damals noch unerhört.

Ausgerechnet zum 1. Advent 1968 führte die katholische Kirche die deutsche Gottesdienstsprache ein. In den Folgejahren ging der Gottesdienstbesuch stark zurück, der Priesternachwuchs ebenso. Das Gegenteil hatte man erwartet. Hatten die Reformer sich getäuscht? Manche glaubten, gerade die Reformen seien schuld am Niedergang. Die evangelische Kirche erlebte, beginnend mit dem Kirchentag in Stuttgart 1969, harte Auseinandersetzungen, die fast zu einer Kirchenspaltung führten und die genau genommen bis heute nicht aufgehört haben.

Große Teile der deutschen Bevölkerung begannen, sich von der christlichen Tradition des Landes abzuwenden. Ähnliches hatte es auch am Ende der Aufklärungszeit gegeben. Aber damals betraf es nur eine schmale Bildungsschicht. Man schätzt, dass um 1800 nur etwa 25 % der deutschen Bevölkerung lesen und schreiben konnten. In den 1970er-Jahren wurde die Abwendung vom Christentum eine Massenbewegung. 1975 machte ich mein Abitur im konservativen Ansbach. Als klar wurde, dass ich Pfarrer werden wollte, konnten einige Lehrer nur verständnislos mit den Schultern zucken. 20 Jahre zuvor konnte man am benachbarten Gymnasium Carolinum neben dem Graecum noch das Hebraicum ablegen, damit man sich im Studium

nicht mit dem Erlernen der biblischen Sprachen aufhalten musste.

Eine Verstärkung dieser Entwicklung brachte das Jahr 1990. Die Wiedervereinigung unseres Landes bedeutete auch, dass die Bedeutung des Christentums in unserem Land deutlich schrumpfte, denn die DDR war wohl dasjenige Land im kommunistischen Machtbereich – abgesehen vielleicht von Tschechien – in dem die marxistische Religionskritik am erfolgreichsten gewesen ist, warum auch immer. Zwei Zahlen: Im ehemals so barock-katholischen München sind heute 33 % der Bevölkerung katholisch und 13 % evangelisch – mit sinkender Tendenz. Die Zahlen in Hamburg und Berlin sind noch weit ungünstiger für die Kirchen.

In einem Land, zu dessen Identität das Christentum nicht mehr zu gehören scheint – zumindest bei einem Teil der Bevölkerung – in diesem Land ist auf einmal der Islam präsent und vergrößert die Irritation noch einmal. Man kann es sich klarmachen an einem Beispiel:

An der Universität Erlangen gibt es seit einigen Jahren ein „Department Islamisch-Religiöse Studien“ (DIRS). Man muss nicht glauben, das wäre leicht durchzusetzen gewesen. Es gab aus der Professoren-schaft auch Stimmen, die meinten: „Anstatt die evangelische Theologie an der Universität endlich abzuschaffen, führt ihr nun auch noch eine islamische ein!“ Der spanisch-amerikanische Religionssoziologe José Casanova spricht von „Europas Angst vor der Religion“ und erklärt, dass der Islam für viele Europäer eine peinliche Erinnerung an die eigenen religiösen Wurzeln ist, mit denen man sich nicht auseinandersetzen möchte.

Kurz: Der Islam entwickelte seine Präsenz in Deutschland in einer

fatalen Gleichzeitigkeit. Während die Kirchen und das Christentum zunehmend an gesellschaftlicher Geltung verloren und weiter verlieren, begann der Islam seinen Platz in dieser Gesellschaft mehr und mehr selbstbewusst zu behaupten. Beide Entwicklungen haben kausal nicht das geringste miteinander zu tun. Aber Gleichzeitigkeit hat oft etwas Verführerisches für unseren Verstand. An Logik ist sie nicht besonders interessiert. Deshalb gilt es festzuhalten: Das Kreuz mit dem Islam ist – wenn es denn ein Kreuz ist – eine Identitätskrise in dem Teil der Bevölkerung, der aus der christlichen Tradition kommt.

Über den islamistischen Terrorismus will ich weiter kein Wort verlieren. Ich halte es für abgeschmackt, die katholische Kirche auf den sexuellen Missbrauch zu reduzieren, so katastrophal dieser auch ist. Für eine authentische katholische Kirche aber stehen Karl Rahner oder Oscar Arnulfo Romero. Es ist ebenso unangemessen, bei der Behandlung des deutschen Protestantismus nur von unserer nationalprotestantischen Tradition zu sprechen, von den Kriegspredigten im 1. Weltkrieg oder von den Deutschen Christen. Und das Judentum darf nicht mit der Siedlungspolitik des Staates Israel in den besetzten Gebieten Palästinas identifiziert werden. Genauso verfehlt ist es aber, religiös motivierten Terror als Kennzeichen eines echten Islams zu bewerten.

Was ist zu tun? Wir werden die Verhältnisse in Deutschland bzw. Europa nicht zurückdrehen. Natürlich wünsche ich mir, dass viele Mitmenschen ihre christlichen Wurzeln wiederentdecken. Für den christlich-islamischen Dialog brauchen wir Christinnen und Christen, die sich zu ihrem Glauben bekennen.

Niemand kann die Zukunft voraussagen – auch die Zukunft des Chris-

tentums in Deutschland nicht. Aber nach menschlichem Ermessen wird das Verhältnis vieler Mitbürger und Mitbürgerinnen zu den christlichen Wurzeln unserer Kultur noch geraume Zeit problematisch bleiben. Was wir deshalb anstreben sollten, ist eine Säkularisierung des Säkularismus, mit anderen Worten: ein unverkrampftes Zusammenleben von Menschen aus verschiedenen Religionen und von Menschen ohne Religion. Dabei sind vor allem praktische Fähigkeiten gefragt: Wie verhält sich ein Atheist angemessen und teilnahmsvoll bei einer katholischen oder islamischen Be-

erdigung? Strecke ich als Mann einer Frau mit Kopftuch die Hand hin oder warte ich ab? Muss ich beim Sommerfest des Kindergartens am Tisch mit muslimischen Eltern unbedingt mein Bier trinken? Wie fragt man dezent, aber deutlich nach dem Glauben der anderen? Und was antwortet man oder frau auf die Gegenfrage?

Es wäre viel, wenn die Mehrheit in unserem Land solche Fähigkeiten hätte.

*Dr. Rainer Oechslen,
Leutershausen*

Unklar bleibt, wie sich der Auf- und Ausbau solcher Netzwerke zu den übrigen Aufgaben und Kennzeichen von Kirche am Ort, etwa Gottesdiensten und Kasualien, verhalten soll. So nachvollziehbar das wachsende Bedürfnisse bei vielen nach neuen Kasualien wie aus Anlass der Einschulung oder des Übergangs in den Ruhestand auch ist, so bleibt fraglich, ob wirklich nur neue Formen dazu in der Lage sind, beziehungsreiche Netzwerke aufzubauen und zu erhalten. Wenn in den beteiligten Gremien entschieden werden muss, welche Formen der Gemeindegemeinschaft Vorrang haben sollen, dann sind bei der Bewertung solcher Fragen Konflikte unausweichlich.

Drei Aspekte der Studie halte ich dagegen für bemerkenswert:

Zum einen sind Gemeinden am Ort, so die Studie, keine überholte Sozialform des Christentums. Manche Verlautbarung, sogar aus dem Kirchenamt der EKD, neigt dazu, Gebilde wie Parochien schlicht aufzugeben. Klug, so die Autor*innen Studie fest, wäre dies nicht: Kirche ereignet sich stets als leib-seelisches, konkret-gestaltendes Kommunikationsnetz im Austausch von Botschaften, Ideen und Ressourcen lebendiger Menschen an einem echten Ort.

Zweitens ist die Studie bei der Beschreibung dieses Ortes um Ehrlichkeit bemüht. Ohne in Alarmismus zu verfallen, werden offen mikro- und makrosoziologische Trends benannt, die etwa die Gewinnung von Mitarbeiter*innen zunehmend erschweren. So kritisch derartige Befunde auch ausfallen, in ihrer Gesamtschau haben sie purgatorischen Charakter. Denn sie begreifen Gemeinden nicht länger als soziale Inseln, sondern als Gebilde, die in einem Geflecht kommunizierender Wechselwirkungen aus Traditionen,

dernden religiösen und sozialen Landschaft neu zu definieren.

Die Verfasser*innen der Studie geben nachvollziehbar Einblicke in die sozialwissenschaftliche Methodik ihrer Datenerhebung sowie in theologische Vorentscheidungen zu ihrer Bewertung. Schlussfolgerungen werden behutsam formuliert, Ausblicke auf verallgemeinerbare Strategien und ihre Übertragbarkeit immer mit Rücksicht auf Kontextbedingungen und Milieus konnotiert. Diakonisch-soziales Handeln, so ihre These, wird zum theologischen Leitbegriff einer zukunftsorientierten Gemeindeentwicklung, sofern sie Kommunikationsstrukturen mit Netzwerkcharakter generiert (und regeneriert), die den Bedürfnissen von Menschen in einem überschaubaren Heimatbereich entsprechen. Besonders hervorgehoben wird die Fähigkeit von Chören, kommunikativ Brücken zu schlagen zwischen Milieus, Generationen und Lebensorten. ‚Diakonische Konvivenz‘ nennen die Autor*innen diese aktive Teilhabe von Menschen über traditionelle Grenzen von Kirchenmitgliedschaft hinweg in neuen Beziehungsnetze, die sich weit in die Sozialräumen vor Ort hinein erstrecken.

Bücher

Florian Straus, Helga Dill, Renate Höfer, Wolfgang Gmür: Die Netzwerkperspektive in der evangelischen Gemeindegemeinschaft, Kohlhammer-Verlag Stuttgart 2021, 216 Seiten, Print: ISBN 978-3-17-032511-1, E-Book-Format: ISBN 978-3-17-032512-8

Im Klappentext ist von einer „Kirche im Aufbruch“ die Rede, „die nicht einer verloren gegangenen heilen Welt hinterher trauert, wie es sie nie gegeben hat“. Inhalt der Studie ist das Ergebnis eines mehrjährigen Forschungsprojektes ‚Perspektiven netzwerkorientierter Entwicklung evangelisch-lutherischer Gemeindegemeinschaft‘. Darin wurden diakonisch-soziale Projekte in evangelischen Gemeinden in Bayern zwischen 2007 und 2015 begleitet und ausgewertet, beispielhaft für ein zukunftsfähiges Potential von Gemeinden, ihren Platz in einer rasant sich verän-

aktuellen psychosozialen Lebensbedingungen und Erwartungen an die Zukunft Teil ihrer umfassenden Mitwelt sind. So befreit die Studie Gremien und Akteure davor, sich in - gefühlsmäßig - immer engeren Horizonten aufzureiben zwischen selbstgesteckten Erwartungen und herben Enttäuschungen bei Misserfolgen.

Eine Netzwerkperspektive einzunehmen bedeutet drittens, die handelnden Akteure nicht auszublenken, sondern ihre Rolle und Funktion desto klarer zu definieren. So betont die Studie die Schlüsselstellung von Pfarrerinnen und Pfarrern im Gemeindedienst bei der Gewinnung von Mitarbeitenden, der Schaffung und Stärkung solcher Netzwerke - nicht aus traditioneller Rollenverhaftung, sondern weil mit zunehmender Vielfalt, Interaktion und manchmal auch Konkurrenz solcher Netzwerke ihre Bedürftigkeit nach religiöser Kommunikation, theologischer Reflexion und Integration anwächst.

Die Studie ist ein eindrucksvolles Plädoyer für eine achtsame Kirchenleitung, wieder schätzen zu lernen, was sie in (und an) ihren Gemeinden längst hat. Besser als der Klappentext des Buches trifft es vielleicht der Spruch des Soziologen Heinz Bude: „Wir müssen zurückkehren an einen Ort, an dem wir nie waren“ (taz online, 27.07.2021)

*Pfr. Dr. Uwe Stenglein-Hektor,
Augsburg*

Klaus Bäumlin, Die Urgeschichte (Genesis 1-11) heute lesen, Zürich 2021 (TVZ), Taschenbuch, 170 Seiten, ISBN 978-3-290-18420-9, 14,90 Euro

Diese Geschichte! Diese Geschichten! Im Studium ausführlich traktiert, in der Kunst oft dargestellt,

sei es Raffael oder Tilman Riemschneider, um nur zwei zu nennen. Adam und Eva, Kain und Abel, Noah und die Sintflut, der Turm zu Babel ... Klaus Bäumlin schreibt für Leser*innen, die in gängigen deutschen Bibelübersetzungen zu Hause sind. Und er erläutert die Hintergründe, nicht mit dem Anspruch, eine Standardauslegung zu liefern, sondern eine, die im Bewusstsein der Existenz anderer Auslegungen geschrieben ist und diese kurz erwähnt. Er bietet die gängigen theologischen Erkenntnisse der letzten 50 Jahre und stellt ehrlich dar, wie etwa die Schöpfungs- und Sündenfallgeschichte auch zur Begründung der Diskriminierung der Frau benutzt worden ist. Prägnant die früh im Buch erscheinende Einordnung der Geschichten Gen. 1-11 als „Weisheit“, nicht als „Wissen“, was dem beliebten Vorwurf, die Evolution sei doch ganz anders abgelaufen als es die Bibel beschreibt, die Grundlage entzieht. Für mich faszinierend die Informationen zu den Geschlechterlisten, die den Horizont zwischen Osteuropa, Iran und Äthiopien beschreiben, auch hier wieder mit Blick auf diskriminierende Wirkungsgeschichte, selbst in der nicht aktiv im Kolonialismus tätigen Schweiz.

Bäumlin schreibt gut lesbare „Theologie für Nichttheolog*innen“, sicherlich auch als brauchbares Handwerkszeug für Theolog*innen. Und das übersichtliche Buch hat mich zum Lesen von vorn bis hinten während einer längeren Zugfahrt animiert! Eine Literaturliste hilft dem weiter, der noch tiefer in die Materie eindringen will.

Christian Weitnauer

Anzeige

Pfeifenorgel zu verschenken

In Maxhütte-Haidhof ist eine Pfeifenorgel zu verschenken. Sie stammt von dem verstorbenen Maschinenbauer, Organisten und Tüftler Gerd Hoffmann, der sie selbst gebaut hat. Pfr. Klaus Göldner könnte dazu noch mehr erzählen.

Die Kosten für Abbau, Transport und Aufbau müssten vom „Empfänger“ getragen werden.

Die Orgel hat folgende Maße:

Breite 167 cm;
Tiefe 102 cm, Tiefe mit Tastatur 123 cm, Tiefe mit Bank 123 cm;
Höhe 210 cm, mit oben liegenden Pfeife 255 cm.
Das Gebläse ist 100 cm breit, 60 cm tief und 75 cm hoch.

Fotos unter https://www.dropbox.com/sh/w0oodxbdpfstt1p/AAAUBfUPa49kM66o_PHg3Bhna?dl=0



An- bzw. Rückfragen, auch wegen genauerer Maße etc. an

Margret Hoffmann, Maxhütte-Haidhof, 09471/21658.

Communität Christusbruder- schaft Selbitz

■ Gästezeit Weihnachten/Silvester 23.12.21-02.01.22

Im Rhythmus der Stundengebete und Gottesdienste feiern wir das Weihnachtsgeschehen, haben Raum zur Stille und zu geistlichen und geselligen Angeboten. Das persönliche Gespräch mit einer Schwester ist möglich. An- und Abreise sind flexibel zu wählen.

Begleitung: durch ein Schwesternteam

■ Silvesterfreizeit 27.12.21-01.01.22

Jesus Christus spricht: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht abweisen. (Joh 6, 37)

Silvesterfreizeit: Impulse zum Thema (Jahreslosung 2022), Begegnung, Singen und Feiern, Zeit für sich. Herzliche Einladung, gemeinsam das alte Jahr ausklingen zu lassen und in das neue Jahr hinein zu gehen!

Für: Junge Leute zwischen 18 und 40 Jahren, ca. 35 Teilnehmende

Leitung: Sr. Ellen Burghart, Sr. Beate Seidel u. weitere Personen

Anmeldung für alle Seminare unter gaestehaus@christusbruderschaft.de

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Ich lasse los und bin...

Meditatives Frauentanzwochenende auf dem Weg in die dunkelste Jahreszeit

Inmitten der tiefsten Dunkelheit des Jahres wollen wir einander ein Stück

begleiten auf diesem nicht immer einfachen, doch notwendigen und lohnenden Weg durch das „tiefe Tal“.
19.-21.11.21

Leitung: Dunja Höpflinger

Referentin: Barbara Besser

Kosten: 334 € im Einzelzimmer

■ "Bereitet dem Herrn den Weg!"

Adventsseminar

Drei Tage, um zur Ruhe zu finden, frei und offen zu werden, um die Fülle zu empfangen.

26.-28.11.21

Leitung: Andreas Beneker

Kosten: 148 € im Einzelzimmer

■ Ich schaffe das!

Wirksame Ziele finden und umsetzen mit dem Zürcher Ressourcen-Modell Für Persönlichkeiten, die junge Menschen auf ihrem beruflichen und persönlichen Lebensweg begleiten.

13.-15.12.21

Leitung: Dr. Joachim Twisselmann und Claudia Kuchenbauer

Referentin: Barbara Klamt, Sozialpädagogin, ZRM-Trainerin, München

Kosten: 166 € im Einzelzimmer

Anmeldung und Information unter Tel. 09232 9939-0, info@ebz-alexandersbad.de www.ebz-alexandersbad.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ SchwanbergZeiten

Zeit für Stille und Gespräch, für Wandern und Sein, für Beten und Feiern, einsam und gemeinsam

26.-28.11.21

Leitung Sr. Ruth Meili CCR

Kursgebühr 110€

Unterkunft und Verpflegung 160€

■ Das Vaterunser im Dialog mit Mystik und christozentrischem Yoga – Yogakurs

Im kleinen Kreis (max. acht Teilnehmende) widmen wir uns unserem unsichtbaren Energiesystem: den Chakren, und nähern uns unseren „Poren der Kommunikation.“ Das Vaterunser begleitet uns dabei.

26.-28.11.21

Leitung Gabriele Haage

Kursgebühr 140€

Unterkunft und Verpflegung 153€

■ Weihnachten auf dem Schwanberg

Auch in diesem Jahr laden wir Menschen ein, das Fest der Menschwerdung Gottes mit uns zu feiern und die Weihnachtstage zusammen mit den Schwestern der Communität und anderen Gästen zu verbringen. Wir werden die schönen Gottesdienste dieser Tage feiern und unsere Freude über das Kommen Jesu miteinander teilen.

23.-26.12.21

Leitung Schwanbergpfarrerin Maria Reichel, Schwestern der Communität

Casteller Ring

Kursgebühr 120€

Unterkunft und Verpflegung 313€

■ Jahreswechsel auf dem Schwanberg

Wir laden Sie herzlich ein, mit uns in diesen Tagen das alte Jahr rückblickend, fragend und dankend zu verabschieden und das neue erwartungsvoll zu begrüßen. In gottesdienstlicher Gemeinschaft feiern wir zur Mitternacht den Übergang und können uns für das neue Jahr einen persönlichen Segen zusprechen lassen.

30.12.21-02.01.22

Leitung Schwanbergpfarrerin Maria Reichel, Schwestern der Communität

Casteller Ring

Kursgebühr pro Person 70€

Kursgebühr für Studierende 20€

Unterkunft und Verpflegung

– im Schloss 304€

– im Haus St. Michael 281€

Anmeldung zu allen Kursen: Geistliches Zentrum Schwanberg – Rezeption
Schwanberg 3, 97348 Rödelsee
Tel.: 09323 32-128

E-Mail: rezeption@schwanberg.de oder ganz einfach online auf programm.schwanberg.de

Nähere Informationen zu den Kursen: Sr. Anke Sophia Schmidt CCR, Bildungsreferentin des Geistlichen Zentrums Schwanberg
Tel.: 09323 32-184

E-Mail:

bildungsreferentin@schwanberg.de

Kirche mit Kindern Nürnberg

■ Landeskonferenz "Abendmahl mit Kindern"

31.01.–02.02.22

Ort: EBZ Pappenheim

Zielgruppe: Dekanatsbeauftragte und KiGo-Leiter*innen

Leitung: Team des Landesverbandes
Anmeldung bis 13.01.22

Kosten: Verpflegung und Unterkunft im DZ trägt der Landesverband.

■ Fachtag Godly Play – Gott im Spiel

Einführungstag

12.02.22 Amt für Gemeindedienst, Nürnberg

Leitung Ute Christa Todt, Eva Forssman

Kosten 35 € inkl. Mittagsimbiss.

Bei Anmeldung bis 31.12.21

Frühbucherpreis 30 €

Anmeldung bis 01.02.22

Anmeldungen bei www.afg-elkb.de

■ „Seelsorge hat mich immer schon...“

Selbsterfahrung kompakt

am 20.–21.01. sowie am 18.–19.03.22

Leitung: Barbara Hauck, Friederike Bracht

■ „Gibt's was Neues in der Seelsorge?“

Lesegruppe zu aktuellen Themen und Positionen

am 31.01., 25.04., 11.07. und 28.11.22

Leitung: Barbara Hauck

Nähere Information und Anmeldung:

PPC, Rieterstraße 23., 90419 Nürnberg,

ppc@stadtmission-nuernberg.de,

Tel.: 0911 352400, Fax: 0911 352406

Internet: www.ppc-nuernberg.de

PPC Nürnberg

Kurse für seelsorgerliche Praxis und Gemeindegearbeit (KSPG):

■ Praxisreflexion in der Gruppe

Fallbesprechung mit Supervision, kollegiale Beratung

ab 13.01.22 monatlich (10x)

Donnerstags von 16.30 – 19.00 Uhr

Leitung: Ulrike Otto

Impressum

Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-

Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),

Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt,

Tel. 0162 8462658

Zuschriften an: christianweitnauer@gmx.de

in Gemeinschaft mit Marita Schiewe (Fürth), Martin Müller

(Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner

(Nürnberg)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.

Die Redaktion ist verantwortlich für die Überschriften. Für

Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.

Erscheint 11mal im Jahr (August/September Doppelnummer)

jeweils zur Monatsmitte. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden

Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541

Rothenburg o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139

Bezug: Der Bezugspreis beträgt jährlich 25 Euro einschließlich

Postzustellgebühr. Bestellung über die

Geschäftsstelle des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins:

Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg

Tel. 0821 569748-10, Fax: -11

info@pfarrverein.de, www.pfarrverein-bayern.de



<https://www.haushaltssteuerung.de/lexikon-kameralistik-einfache.html>

Umfassende Nachlesemöglichkeiten zu einem Thema, das Ihnen, liebe Leser*innen, wohl eher fernliegt, womit sich aber viele von Ihnen beschäftigen müssen

Dank an Kollegin Pöhlmann für den Hinweis, Links als QR-Code abzdrukken

Letzte Meldung

1. Daten des Kindes

Geburtstag: [redacted] Geburtsort: *) [redacted]

Religion/Konfession: / *Katholisch* Staatsangehörigkeit: *de*
+ Islam wie Eltern

Welche Sprache/n spricht das Kind? *) *deutsch*